

Buchbesprechungen

Ideenlos und abhängig

STANISLAW BELKOWSKI: **Wladimir. Die ganze Wahrheit über Putin**, Redline Verlag, München 2014, 368 Seiten, 19,99 EUR

Etwas vollmundig deklamiert der bekannte russische Politologe und Putin-Kritiker gleich zu Beginn seines Buches, nunmehr die ganze Wahrheit über Putin dem Leser enthüllen zu wollen, nachdem in unzähligen Publikationen über den Streitfall Putin stets nur Halbwahrheiten, Legendenbildungen oder gar totale Fehleinschätzungen zum Besten gegeben worden seien. Ein differenziertes Bild sei in den sich feindlich gegenüberstehenden Pro- und Contra-Putin-Lagern nicht auszumachen, auch weil alle Seiten von falschen Grundannahmen – seine Person, sein Menschen- und Weltbild sowie seine Politik betreffend – ausgingen. Wie man als Leser geneigt ist, diese doch etwas aufdringlich daher kommende Selbsteinschätzung, die an Hybris grenzt, mit einigem Befremden aufzunehmen, so ist doch unbestreitbar, dass die gegenwärtige Ukrainekrise, die sich zur Weltkrise zu entwickeln droht und in deren Verlauf Putin zu einem medialen Großereignis hochstilisiert wurde, geradezu nach einer Erklärung dieses angeblich so undurchsichtigen »Autokraten« verlangt. Das Interesse an diesem Buch kann – trotz der eingangs erwähnten Selbstbeweihräucherung des Autors und der überplakativen visuellen Aufmachung des Titelbildes – aber dadurch geweckt werden, dass in Stanislaw Belkowski ein ausgewiesener Insider des für Außenseiter stets undurchsichtigen Machtgerangels im Kreml zu Worte kommt, und das vor Ausbruch der Ukrainekrise. Denn schon die Eingangsthesen im Vorwort enthalten überraschend weitsichtige Voraussagen von Ereignissen, die inzwischen eingetroffen sind, und von Entwicklungstendenzen, die absehbar noch voll zum Ausbruch kommen werden.

Wie nun erklärt Belkowski das »Rätsel« Putin? Dazu greift er zunächst – mit einer zugebe-

nermaßen recht holzschnittartig zusammengezimmerten psychologisierenden Deutung im Gepäck – auf dessen Kindheit zurück. Danach sei Putin, anders als seine offizielle Biographie erzähle, als Waise aufgewachsen und zur Adoption nach Leningrad, dem heutigen St. Petersburg, freigegeben worden. Putins Vater war nach Belkowskis Version ein schwerer Alkoholiker und Bigamist, jähzornig und unbeherrscht, der seine Mutter letztlich dazu veranlasst habe, die Heimatregion Perm Richtung Georgien zu verlassen. Von Georgien habe Putins Mutter dann, von der Erziehung überfordert und in bitterer Armut lebend, ihren Sohn zur Adoption freigegeben. Zwar wird diese Lesart von Putins frühester Kindheit, die in Russland nicht nur von Belkowski gepflogen wird, von den offiziellen Kremlsprechern – wie so vieles in diesem Buch – als pure Erfindung zurückgewiesen. Ob zutreffend oder nicht, dient sie wohl dazu, Putins notorisch antigeorgische Einstellung und sein auffälliges Interesse und Engagement für Waisenkinder zu erklären. Und außerdem, weitaus wichtiger, seine stete Suche nach einem Ersatz- und Übervater, sein geradezu paranoides Misstrauen und seine fundamentale Einsamkeit.

Dieses Psychogramm dient Belkowski gewissermaßen als Grundlage zu der These, dass Putin im Politischen alles andere als ein Visionär oder gar Imperialist sei. Diese Kategorien überforderten seinen im Grunde begrenzten Vorstellungshorizont, der alleine auf das Bewahren des Status quo ausgerichtet und davon voll in Anspruch genommen sei. Belkowski wendet sich mit dieser Einschätzung gegen die seines Erachtens weltweit gängigen Hypostasierungen und Bedeutungsaufladungen einer Person, die den im Grunde ängstlichen, defensiven, klein-

bürgerlichen und alleine nach Stabilität und Sicherheit strebenden Charakter Putins verkennen. Als einer von vielen Belegen dafür gilt dem Autor die Entlarvung von Putins marginaler Rolle im KGB, die weit überschätzt werde, seine angebliche Unlust, mit der er politische Ämter annahm und zu diesen von außen geradezu gedrängt werden musste. Im Wissen darum, dass Putins politische Einstellung schon in seiner KGB-Zeit durch und durch anti-sowjetisch und antikommunistisch war und auch bleiben werde, wählte ihn Jelzin zu seinem Nachfolger. Pflichtbewusst, aber letztlich unwillig, nahm Putin dieses Amt an. So unwillig sei denn auch seine gesamte Amtsführung, alleine der Pflicht geschuldet, »Russland zu behüten und zu bewahren«, ganz wie ihm von seinem Über-Vater Jelzin aufgetragen.

Eine der gängigen Erklärungsmustern am stärksten widersprechenden Thesen in Belkowskis Buch leitet sich aus dieser unspektakulären, berechnenden Machtübergabe des erkrankten und politisch gescheiterten Jelzin an seinen für alle außenstehende Beobachter als blass und farblos erscheinenden Nachfolger/Sohn Putin ab: Dieser brach nicht, wie allseits behauptet, mit Jelzins Politik der Bevorzugung der Oligarchen und der unter ihm in Gang gekommenen Schwächung und Verkleinerung russischer Macht. Ganz im Gegenteil: Er setzte diese Politik ungebrochen fort. Die Machtvertikale des Staates, bekannt unter dem Slogan der »gelenkten Demokratie«, welche die Räubereien der Oligarchenherrschaft von Jelzins Gnaden eingehegt und unter staatlicher Kontrolle ausgemerzt habe, sei nichts weiter als eine Schimäre und ein Propaganda-Trick. Das liest sich bei Belkowski schon in der Einleitung so: »Putin hat nie die für Russland legendäre Machtvertikale geschaffen, über die so viel geschrieben und gesagt wurde. Unter ihm entstand eine Horizontale der Macht, die aus einer unzähligen Menge von Gewaltzentren besteht. In jedem dieser Zentren, die das große Geld mit der zivilen und staatlichen Bürokratie vereinen, entsteht die russische Macht, hier lebt sie und stirbt von Zeit zu Zeit ab. Von vielen Entscheidungen, die an den Knotenpunkten dieser Horizontalen getroffen werden, erfährt

Putin als Letzter oder nie.« (S. 11) Nach einer Reihe von Kapiteln, in denen der Autor das Typische und Charakteristische des »Systems Putin«, das demnach eines der verschleierte Oligarchen- und der verselbstständigten Beamtenherrschaft unter der Nebelkerze »Vertikale der Macht« ist, kommt Belkowski zu folgendem Urteil: »Putin erbaut nichts und weist keinen Weg. Seine selbstgenügsame Überidee heißt Stabilität.« (S.107)

Letztlich ist Putin ein ideenloser Herrscher ohne die ihm angedichtete Totalmacht. Er regiert einsam und wird sich, so der Autor, als Totengräber des russischen Gesamtstaats einschließlich seiner kaum noch kontrollierbaren riesigen Territorien erweisen. Sein Kampf gegen die allgegenwärtige Korruption stellte sich als erfolglos und seine Prognose eines unaufhaltsamen Aufschwung Russlands hin zu einer modernen Rohstoff- und Energiemacht als illusionär heraus. Als habe er die gegenwärtige Entwicklung vor Augen, konstatiert Belkowski, dass die russische Wirtschaft sich auf wackligen Grundlagen bewege, weil sie von mehreren Außenfaktoren total abhängig sei. Einmal vom Ölpreis: Falle der unter 80 Dollar, so bedeute das den sicheren Kollaps der russischen Wirtschaft. Außerdem zeige die Höhe ausländischen Spekulationskapitals innerhalb des russischen Finanzsystems dessen Fragilität an. Dazu komme noch die Abhängigkeit von westlichem technologischem Know-how. Wohlgermerkt: Von den Auswirkungen westlicher Sanktionspolitik konnte zu dem Erscheinungsdatum des Buches noch nicht die Rede sein. Die Schlussfolgerung Belkowskis: »Die Oeconomia putina erschafft nichts, sondern verteilt. Die unerschöpfliche Quelle der zu verteilenden Güter ist der russische Staat. Der Gegenstand der Bemühungen der Oeconomia putina ist die Verwertung des Erbes der UdSSR, denn nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion ist auf russischem Territorium in Wirtschaft, Infrastruktur, Wissenschaft und Technik nichts Wesentliches geschaffen worden.« (S. 350)

Die hehren Ankündigungen von 2005, Energiesupermacht und ein Alternativmodell zum westlichen System zu werden, dürften als

endgültig gescheitert angesehen werden. Bezweifelt werden kann nach allem auch der Fortbestand und Erhalt des Status quo des jetzigen Russland. Für Belkowski ist Putins Herrschaft ein Auslaufmodell auf Raten. Letztlich misstrauet dieser seinem eigenen Volk und tut auch für dessen Belange wenig oder schlicht gar nichts. Dies beweise die extreme soziale Disparität in Russland und auch die Gleichgültigkeit, mit der der Kreml die Interessen der 25 Millionen Auslandsrussen in den früheren Sowjetrepubliken wie Kasachstan, Turkmenistan, Lettland usw. ignoriere. Putin gehe es lediglich um private Bereicherung und Absicherung und die Versorgung seines Netzwerkes. Ein Großteil des Buches handelt von jenen zwielichtigen Verflechtungen und Machenschaften unter Auf-

sicht oder Regie Putins. Dabei gerät das Insiderwissen auch gelegentlich zum überflüssigen Tratsch oder selbst zur wilden Spekulation, was dem sonstigen Informationswert nicht gerade förderlich ist. Es bleibt aber die Einsicht, dass einem System, in dem »Präsident und Regierung [...] ein Spielzeug in den Händen von Lobbyisten der korporativen und korrupten Geschäftemacher auf allen Ebenen« (S. 363) sind, auch ohne Druck und Intervention von außen keine lange Lebensdauer beschieden ist. Nach Belkowski erweist sich Putin als ein »Endzeitherrscher« ohne Visionen, der trotz seines »paranoiden« Kontrollwahns den unvermeidlichen Zerfall nur hinauszuzögern vermag.

Gerd Weidenhausen

Der unbarmherzig nahe Blick

ROGER WILLEMSSEN: **Das Hohe Haus. Ein Jahr im Parlament**, S. Fischer Verlag, Frankfurt 2014, 400 Seiten, 19,99 EUR

Wie funktioniert Politik eigentlich konkret, wenn man sie aus der Nähe betrachtet? Der Journalist Roger Willemsen hat sich einer schmerzhaften Prozedur unterzogen, um dieser Frage nachzugehen: Er hat ein Jahr lang jeden einzelnen Sitzungstag des Bundestags besucht und dort jede einzelne Rede gehört – insgesamt 30.000 –, von oben, von der Besuchertribüne aus. Seine Erlebnisse und Gedanken hat er in dem Buch *Das Hohe Haus. Ein Jahr im Parlament* geschildert.

Willemsen fragt ganz naiv: Was geschieht da eigentlich, in so einem Parlament? An einem Ort, an dem Meinungen gebildet, Gesetze verabschiedet, gesellschaftliche Atmosphären geschaffen werden?

Auch wenn ein Großteil der politischen Arbeit in Ausschüssen stattfindet: Der öffentlichen Meinung nach ist das Parlament der Ort der politischen Willensbildung, an dem die Vertreter verschiedener Parteien im Gespräch miteinander um die Wahrheit ringen. Gleichzeitig aber ist es ein Ort der Konkurrenz und der Selbstdarstellung. Es ist also ein Ort des Dialogs

und des Monologs gleichermaßen, ein Ort der Kommunikation, aber auch des Machtstrebens und des Narzissmus.

Willemsen beteiligt sich nicht am üblichen »Politiker-Bashing«. Er konstatiert, dass es anstrengend ist, Politiker zu sein, wenn man seine Aufgabe gut erfüllen will: Wahlkreisarbeit, Öffentlichkeitsarbeit, Ausschussarbeit, Lesen von Tausenden von Seiten zur Vorbereitung jeder Sitzung. Wenn die politische Arbeit, wie so oft gesagt wird, »ins Aus läuft«, den Bürger nicht erreicht, sich die Kluft zwischen Regierenden und Regierten immer mehr vergrößert, so liegt das gewiss nicht an der Faulheit der Politiker.

Woran dann?

Willemsen versucht eine Antwort, die Antwort eines Intellektuellen, der seine Hoffnung nicht aufgegeben hat, was Politik sein könnte. Er schildert konkrete Abläufe und geht nahe heran. Anhand einzelner Reden und Zwischenrufe sowie verschiedenen Interaktionen zwischen Rednern und Fraktionen werden immer wieder Tatsachen und Abläufe geschildert – symptomatische Momente.

Was bedeutet politische Gestaltung? Hier im Bundestag wird das deutlich: Tatsachen müssen erst in Sprache verwandelt und dann beurteilt werden und schließlich müssen Gesetzesvorlagen entstehen. Das Parlament ist also einerseits zuerst ein Ort der Situationsbeschreibung (der Wahrheitsfindung?) und dann ein Ort der Formulierung von wünschenswerten Entschlüssen. Diese gerinnen am Ende in Gesetze. So wäre der Idealfall.

Wie spielen sich, in der Beobachtung und Reflexion Willemsens, die tatsächlichen Abläufe ab? Am offensichtlichsten wird der Abgrund zwischen Ideal und Wirklichkeit in den Situationen, wo die Tatsachen durch Sprache weggefeigt werden. Willemsen schildert z. B. die Diskussionen um den Armutsbericht der BRD, wo Statistiken einfach ausgelöscht werden. Plötzlich gibt es keine Armut mehr. Niemand widerspricht dieser Aussage, auch wenn es offenkundig eine Lüge ist. Im Saal gibt es keine »Vertreter der Armut«, will sagen: Niemand der Anwesenden ist arm. Anwesend sind nur die Vertreter der Parteien, deren Interesse es ist, um ihrer Popularität willen den Tatbestand der Armut nicht zur Kenntnis zu nehmen. Die nicht anwesenden Armen können sich nicht wehren. Werden doch einmal unliebsame Beobachtungen geschildert oder ungewöhnliche Thesen aufgestellt, so kann man dem politischen Gegner jederzeit den Realitätsbezug absprechen und ihm vorwerfen, es ginge ihm ja ohnehin nur um Profilierung.

Überdies gilt: Grundsätzliche Fragen können im Bundestag nicht gestellt werden. Er ist nicht der Ort für Prinzipielles, man hat keine Zeit, die Tagesordnung muss abgearbeitet werden, es muss schnell gehen. Phrasen, die immer wieder ertönen, klingen vertraut und damit irgendwie auch wahr. Ihnen zu folgen beschleunigt das politische Geschäft. Nur wenn Abweichler vom Fraktionszwang oder sonstige Außenseiter auftreten, die nichts zu verlieren haben, entsteht für einen kurzen Moment eine Unsicherheit, eine Chance: Plötzlich ist der Horizont offen für Neues. (»Gregor Gysi (DIE LINKE) macht sich bereit. Er kommt von außen, seine Position ist hoffnungslos. Deshalb spricht er gut...« S. 41)

Dialoge finden selten statt, denn die Welt ist säuberlich eingeteilt in die Position des politischen Gegners und die eigene. Wenn einmal wirkliche Fragen gestellt werden, wie z.B. die nach der Vereinbarkeit von Wachstum und Nachhaltigkeit, ertönt sofort von der Gegenseite der Vorwurf, »man wolle die Industrie abschaffen«. Phrasen ersetzen die gedankliche Auseinandersetzung. Ginge man auf die geäußerten Gedanken ein, müsste man zu viel grundsätzlich in Frage stellen. So ist das Ganze nicht gedacht.

Ohnehin werden im Allgemeinen ja nur Scheindebatten geführt, die Ergebnisse stehen bereits fest – man kennt ja schließlich die jeweiligen Mehrheitsverhältnisse. Also geht es buchstäblich um nichts, und wirken die Debatten und Konfrontationen auch noch so engagiert.

Verstärkt wird die Tendenz zur Phrase durch die bürokratische Sprache, die das Verstörende abstrakt auszudrücken vermag und emotionale Reaktionen verhindert. Alles löst sich in Terminologie auf. »In der Politik hat sich irgendwann bei den meisten Fragen ein Vorrang des Strategischen durchgesetzt, in dessen Schatten sich alles bewegt. Man siegt nicht durch Einfühlung, sondern durch Kalkül und Technik.« (S. 382) »Das Abstraktionsniveau wird gehalten, nur geschieht es, wie um die Ferne vom Leben zu gewährleisten.« (S. 59)

Immer wieder ist Willemsen entsetzt über die gegenseitige Missachtung, das Desinteresse, das sich, während vorne jemand redet, im Tippen auf Handys, im Aktenstudium, in Seitengesprächen etc. äußert. Oder man verlässt demonstrativ den Saal, wenn bestimmte Abgeordnete sprechen. Wichtige Beiträge werden ignoriert, weil der politische Gegner redet oder jemand, von dem in der Öffentlichkeit keine hohe Meinung besteht. Man kann es sich leisten.

Es ist ein falsches Spiel, was getrieben wird, denn es wird ja der Eindruck erzeugt, es werde nachgedacht, es werde miteinander gesprochen, es würde im Dialog der Wahrheit nachgegangen, es wäre Kontakt vorhanden. Man befindet sich ja in einem gemeinsamen Raum und erweckt den Eindruck, man spräche miteinander. Aber ein wirkliches Gespräch und eine wirkliche

Gedankenbildung finden eben nicht statt. Die meisten Sprecher bleiben nur für die Dauer ihres Beitrages. Dann gehen sie, weil ihnen die Position der Gegensprecher entweder sattfam bekannt oder in ihren Augen irrelevant ist.

Willemsen schildert jedoch auch fruchtbare und berührende Momente. Sie entstehen durch Geistesgegenwart und Realitätssinn des Abgeordneten und seiner Dialogpartner. Manchmal geschieht Überraschendes, sogar wirkliche Begegnung findet statt. So z.B. bei der Besprechung der Stilllegung der Schachtanlage Asse II, in der radioaktives Material gefunden wurde. Hier geht es um einen Gesetzesentwurf, der von allen Parteien außer der LINKEN gemeinsam eingebracht wurde. Polemik zum Zwecke der Profilierung ist hier also nicht nötig. Es herrscht gemeinsame Aufmerksamkeit und Besorgnis. Dennoch konstatiert Willemsen auch in diesem Moment: »Die Frauen referieren alle im Dienste der Sache. Die Männer kommen herrschaftlicher und floskelhafter daher.« (S. 119)

Wenn man noch irgendwelchen Glauben an die Rationalität politischer Prozesse hatte, so schwindet er unter Willemsens unbarmherzig

nahen Blick: »Ist dies nicht auch das Leichenschauhaus der parlamentarischen Idee? Oder hänge ich bloß der altmodischen Vorstellung eines Plenums an, in dem sich die Interessen aller wiederfinden sollen, das Mehrheiten organisiert, in großen Perspektiven denkt und entscheidet, also lauter romantischer Kram, dem das reale Parlament nur noch entfernt verbunden ist?« (S. 277)

In der Politik wird Realität gestaltet aufgrund der Konzepte, die man von der Welt hat. Die Art der Realitätskonzepte und die Fragen der Gestaltung könnten im Parlament in einen Dialog treten. Dies würde ein Interesse an der Realität und an der Schaffung von Zukunft voraussetzen. Da der Dialog aber eingespannt ist in einen Schraubstock von Konkurrenzdruck und Macht, kann die Realität nicht erscheinen. Willemsen fragt sich: »Wenn die Politiker, die hier streiten, etwas verstehen von Kämpfen, Unterwerfen, strategisch Ausharren, verstehen sie deshalb schon etwas von der Sache?« (S. 153)

Moralische Phantasie setzt Unabhängigkeit und Freiheit voraus. Eine Utopie.

Angelika Oldenburg

Kompetent und menschlich

HENRY MARSH: **Um Leben und Tod: Ein Hirnchirurg erzählt vom Heilen, Hoffen und Scheitern**, Deutsche Verlags-Anstalt, München 2015, 352 Seiten, 19,99 EUR

Henry Marsh ist ein renommierter britischer Neurochirurg, der nun, am Ende seiner beruflichen Laufbahn, einen tiefen, spannenden und ungewöhnlich selbstkritischen Einblick in die Höhen und Tiefen seines Arbeitsalltags gibt.

Marsh, geboren 1950, stammt aus einer bürgerlichen Familie von Lehrern, Geistlichen und Geschäftsleuten. Sein Vater war ein bekannter Anwalt für Menschenrechte, seine sprachwissenschaftlich gebildete deutsche Mutter floh vor den Nazis nach England. Ärzte gab es in der Familie zuvor nicht.

Nach dem Abitur arbeitet der junge Henry zunächst im englischen Nationalarchiv, wo er sich mit mittelalterlichen Zolldokumenten beschäftigt, dann unterrichtet er ein Jahr in Westafrika

englische Literatur. Zurück in England studiert er in Oxford Wirtschaft, Philosophie und Politik. Hier kommt es zu einer Krise, nachdem er sich unglücklich verliebt hat und in einen Zustand von tiefer Einsamkeit, Selbstmitleid und Verzweiflung verfällt. Zur Bestürzung seines Vaters, der bis dahin weitgehend seinen Lebensweg bestimmt hatte, bricht er das Studium ab, geht in eine Bergarbeiterstadt im Norden Englands, wohnt in einer kleinen schäbigen Bude und arbeitet als Stationshelfer im örtlichen Krankenhaus, wo er hauptsächlich damit beschäftigt ist, Patienten auf Operationstische und wieder herunterzuheben und den Chirurgen bei der Arbeit zuzusehen. Hier keimt sein Entschluss für diesen Beruf.

Nach einem Jahr bekommt er Heimweh, kehrt nach Oxford zurück und schließt sein dort begonnenes Studium ab, bevor er sich in der medizinischen Fakultät in London einschreibt. 1979 betritt er erstmals im weißen Kittel mit Stethoskop und Piepser in der Tasche als Arzt im Praktikum eine Station: »Ich fühlte mich äußerst wichtig«, bemerkt er in seiner humorvollen, selbstironischen Art. Er absolviert die zu dieser Zeit noch sehr harte und anstrengende Ausbildung zum Chirurgen mit Nachtdiensten jeden zweiten Tag und Bereitschaftsdiensten an jedem zweiten Wochenende. Nach der Grundausbildung zum Facharzt für Chirurgie beginnt er seine neurochirurgische Karriere, wo er rasch zum Oberarzt bzw. zum Chef des St. George's Hospital in London aufsteigt und internationales Renommé erlangt. Er gründet auch eine Stiftung in der Ukraine, wo er Patienten versorgt, die sonst ohne ärztliche Hilfe bleiben. Über seine Arbeit wurden zwei preisgekrönte TV-Dokumentationen gedreht.

Sein jetzt in deutscher Übersetzung vorliegendes Buch gliedert sich in 25 Kapitel, die jeweils mit einer neurochirurgisch relevanten Diagnose betitelt sind. In jedem Kapitel erzählt Marsh eine oder mehrere Krankengeschichten, wobei die vielen individuellen Schicksale mit guten, schlechten oder hoffnungslosen Verläufen und Prognosen auf sehr sensible, menschliche Weise geschildert werden.

Marsh bestätigt eine alte ärztliche Erkenntnis, dass mit zunehmender Erfahrung des Chirurgen die Entscheidungen für eine Operation vorsichtiger getroffen werden, weil er Risiken kennt und ahnt, die so manch junger Draufgänger heldenmütig ignoriert und sich damit selbst in höchst prekäre Situationen hineinmanövriert, aus denen er dann meist nur mit Hilfe eines erfahrenen Kollegen wieder herauskommt. Es ist der tragische Aspekt in diesem Beruf, dass der Versuch des Chirurgen, beispielsweise einen bösartigen Tumor komplett zu entfernen, um damit seinem Patienten eine Überlebenschance zu ermöglichen, dramatische Blutungen herbeiführen kann, die einen extremen Stress bedeuten, weil Leben und Tod des Patienten innerhalb von wenigen Sekunden bis Minuten

von seinen Entscheidungen und Fähigkeiten abhängen. Besonders in der Hirnchirurgie haben oft kleine Fehler katastrophale, lebenslange Folgen, weil schon die Durchtrennung oder der unbeabsichtigte Verschluss eines kleinen Blutgefäßes dazu führen können, dass der Patient die Sprache, das Hörvermögen oder andere sensorische, motorische und kognitive Fähigkeiten auf Dauer verliert.

Beeindruckend ist die schonungslose Ehrlichkeit, mit der der Autor seine Fehlschläge und tiefen Abstürze offenlegt, ebenso wie die immer wiederkehrenden Momente des Glücks und des Stolzes, wenn er ein menschliches Leben retten konnte. Das Buch ist spannend, ergreifend und selbst für medizinisch erfahrene Leser hoch informativ. Immer wieder schildert er die psychologisch so schwierigen Angehörigengespräche – eine Gratwanderung zwischen Optimismus und Realismus, zwischen Mitleid und Selbstschutz – bei der sich all die menschlich-seelischen Schattierungen im Umgang mit Krankheit Leiden und Tod nachfühlen lassen. Marsh war selbst mehrfach in der Situation eines Angehörigen, als sein drei Monate alter Sohn an einem Hydrocephalus wegen eines Hirntumors erkrankte und operiert werden musste oder als seine Frau einen epileptischen Anfall erlitt. Auch schildert er seine Erfahrungen aus der Patientenperspektive, nachdem er durch eine Netzhautablösung zu erblinden drohte oder sich ein Bein brach.

Wenn es um die gesundheitspolitischen Entwicklungen der jüngsten Zeit geht, hält sich der Autor mit seinem gesunden Zorn und einer scharfen, z.T. zynischen, aber für jeden Insider verständlichen Polemik nicht zurück. Da wird er von der Geschäftsleitung zur Teilnahme an einem Seminar über »kundenorientiertes Handeln und effektive Kommunikation« verpflichtet, wo ein junger Grünschnabel von einer dieser unzähligen, ebenso sündhaft teuren wie sinnlosen Qualitätsmanagement-Firmen mit Schlips und Powerpoint-Präsentation ihm – nach über dreißig Jahren »Ringeln mit dem Tod, mit Tragödien, unzähligen Krisen und Katastrophen, furchtbaren Begegnungen mit Angehörigen, Momenten völliger Verzweiflung und höchster

Euphorie« – etwas über Einfühlungsvermögen und innere Ruhe im Umgang mit Patienten erzählen will, nur damit ein weiteres unnützes Zertifikat folgenlos und auf Nimmerwiedersehen in einem Aktenordner verschwindet.

Die zunehmende Überladung medizinischer Vernunft durch die Obsessionen einer rein ökonomischen Logik nimmt der Autor in aller Schärfe ins Visier – auch hier findet sich der Kenner der Materie in vielem bestätigt. Seine kritischen Analysen über die Krankheiten des Gesundheitswesens sind nicht spezifisch für Großbritannien und auch nicht für die Neurochirurgie, sondern er legt den Finger in die zentrale Wunde: die Industrialisierung, Kommerzialisierung und Bürokratisierung der Medizin. Als Mitglied im *National Institute of Clinical Excellence*, kurz NICE, wo es um die Bewertung von medizinischen Verfahren und Arzneimitteln geht, bemerkt er hinsichtlich eines zu prüfenden Krebsmedikaments: »Der eigentliche Nutzwert des Medikaments besteht darin, sterbenden Patienten eine Hoffnung zu geben ... Hoffnung ist unbezahlbar und die Pharmahersteller, die von Unternehmern und nicht von Altruisten geleitet werden, kalkulieren die Preise für ihre Produkte entsprechend ... Die Metho-

dik, die den klinischen Studien für das zu prüfende Medikament zugrunde lag, war in einem ans Absurde grenzenden Maße unrealistisch.« An seinem »Arbeitsplatz«, dem Gehirn, kommt Marsh immer wieder ins Sinnieren über dieses geheimnisvolle Organ. Das alte Rätsel der Geist-Gehirn-Beziehung behandelt er mit der Pragmatik des eliminativen Materialismus, wie er im angloamerikanischen Sprachraum ja weit verbreitet ist: »Sind die Gedanken, die ich denke, während ich diesen festen, von Blutgefäßen überzogenen Klumpen aus Fett und Proteinen ansehe, wirklich aus dem gleichen Stoff, frage ich mich. Und mache mir im nächsten Moment klar, ja, das sind sie – aber der Gedanke an sich ist zu aberwitzig und zu unbegreiflich, und ich fahre mit der Operation fort.« Das Buch ist in hohem Maße lesenswert, weil es so ehrlich, kompetent, authentisch und menschlich geschrieben ist. Auf dem Einband findet sich ein Foto vom Autor in seiner OP-Montur; da sieht man einen erschöpft wirkenden Mann mit großen, melancholischen Augen, in dessen Gesicht all die Sorgen, die Tragik und das Mitgefühl, aber auch ein stiller, feiner Humor ihre Spuren hinterlassen haben.

Thomas Hardtmuth

Voller Eingeweide

PHILIP KOVCE: **Der freie Fall des Menschen ist der Einfall: Aphorismen**, Futurum Verlag, Basel 2015, 124 Seiten, 14,90 EUR

Ein neues Werk aus dem Umkreis der Baseler Ideenschmiede namens Philosophicum. Letzteres versteht sich ja ausdrücklich als Stätte gegenseitiger Anregung der Denker und Autoren. *Der freie Fall des Menschen ist der Einzelfall*, so lautet der Titel der vorliegenden Aphorismen-Sammlung, erschienen im Futurum Verlag. Es sind über 450 Stücke, jeweils vier auf einer Seite, zu deren Auswahl – wie im Buch erwähnt – der Freundeskreis beigetragen hat. Das verwendete Umschlagfoto ist eine sensationelle Geschmacklosigkeit: Die leicht gespreizten, nylonbestrumpften Beine der Frau, die nur aus Unterleib besteht (und eben der bildet den

perspektivischen Fluchtpunkt), mag, in Anlehnung an den Titel, witzig finden, wer will. Das Ganze trägt die Widmung: »Für mich«.

Schon in den ersten Stücken, und das wird sich im Lauf der Lektüre fortsetzen, begegnen mir Richtlinien. Diese sind so gehalten, dass sie sich als Muster in ihrer Eigendynamik verhärteten und meine Phantasie engführen. Statt sprachspielerisch zu operieren, tragen sie eher Vorschriftencharakter: »Kritiker agieren oft als Ankläger oder Verteidiger, dabei sollten sie Richter sein: nicht anklagen, nicht verteidigen, aufrichten.« Abgesehen davon, dass Richter keine Therapeuten und nicht zum Aufrichten

da sind, sondern um Urteile zu fällen, sind Kritiker tatsächlich zur Aufrichtigkeit berufen, damit der Leser sich sein Urteil bilden kann, ob er dem Besprochenen Aufmerksamkeit schenken soll. Der Autor beschreibt den Aphorismus als literarisch-philosophische »Königsdisziplin, deren Krone zwei Häupter tragen: poesia und philosophia«. Dieses Bild ist bei genauerer Betrachtung auch ein wenig schräg – teilt sich hier ein zweiköpfiges Zwitterwesen eine Krone? Aber lassen wir dies dahingestellt sein und halten uns die Sphäre vor Augen, von der die Rede ist. Wer so weit ausgreift, muss sich an seinen eigenen Vorgaben messen lassen. »Er griff nach den Sternen ins Leere« – ist das mehr oder anderes als ein Sponti-Spruch?

Aphorismen sind in der Tat ein Königsweg, große Geister der Vergangenheit haben ihn erhellt – Lessing, Lichtenberg, Franz Kafka, um nur einige zu nennen. Wer hier gehen will, muss etwas zu sagen haben. Doch es ist nicht die Leere der Bedeutungslosigkeit, welche diese Aphorismen abstürzen lässt – es ist die Hoheit, mit der sie bedeutungsschwanger daherkommen, ganz erfüllt von Selbstgefühl. Sie lassen sich nichts gefallen, was dem Leser selbst einfallen könnte. Manche erinnern an Küchenpsychologie: »Aller Anfang ist schwer – es sei denn, man fängt einfach an.« Oder: »Er beklagte sich so sehr über seine Situation, dass er ganz vergaß, sie zu verändern.« Dann auch noch die inzwischen völlig abgedroschene Beschwörung der kleinen Schritte: »Die Kunst der kleinen Schritte ist es, sie als die großen zu erkennen.« Eine letzte Binsenweisheit: »Gehalt ist keine Frage des Verdiensts.«

Neben diesen eher harmlosen Beispielen scheint vieles gänzlich verspielt, bis zum untersten Anschlag von Banalität: »Aller guten Dinge sind drei: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.« Oder: »Selbst die Aufklärung konnte nicht verhindern, dass die Sonne auf- und untergeht.« Und: »Im Paradies gab es noch kein Rauch- und Trink-, sondern nur ein Essverbot.« Dazu gesellt sich immer der eigene Anspruch: »Aphorismen formulieren heißt, der Sprache Geheimnisse des Denkens zu entlocken.« Wohl wahr!

Die beinahe 500 Stücke verlangen leider eine gewisse Bandbreite der Dokumentation. Hier zwei Beispiele für spezielle Unoriginalität: »Vater, vergib ihnen, denn sie wissen, was sie tun.« Oder: »Des Pudels Kern ist voller Eingeweide.« Bleiben noch echte Ärgernisse, an denen man Anstoß nehmen kann, weil sie in der vermeintlichen Ironie oder im Tiefgang eine verletzende Peinlichkeit für andere darstellen. Diese Art selbstgefälliger und oberflächlicher Kritik spottet dann doch wohl jeder aphoristischen Zuschreibung: »Psychologen ergründen, was das Gesagte meint. Wie aber soll man zu Psychologen reden, wenn man meint, was man sagt?« Zunächst handelt es sich nicht um Psychologen, sondern um Psychotherapeuten – nur die führen Gespräche dieser Art. Das Verhältnis von Meinen und Sagen ist dann doch etwas subtiler aufzufassen. Wer Sprache wörtlich nimmt, der meint nicht, der lässt sich meinen durch das Gesagte – nämlich beim Wort nehmen. Das Wort meint (im geistigen Sinn) den Hörer und Sprecher, und diese Aufgabe hat der Psychotherapeut, wenn er sich recht versteht, durchaus: die Meinung ans Licht zu bringen. Aber das ist gerade nicht die Aufgabe des Künstlers. Der hat Werke zu schaffen. Wer sich durch das vorliegende Werk gräbt bis zum Schluss, der stößt auf folgende tröstliche Formulierung: »Wie kann ich das nur wieder gutmachen? – Lass es gut sein!« Ja, lassen wir's gut sein. Vielleicht ist das Ganze ein Irrtum und es hätten eine Art Xenien oder Spottverse daraus werden wollen. Vielleicht ist der Autor auch schlicht zu jung, mit noch nicht dreißig Jahren, für solche abgeklärten Formen. Man bekommt im Verlauf der Lektüre Lust, sich an die großen Vorbilder zu erinnern und bei ihnen nachzulesen. Mein Lieblingswort von Lessing lautet: »Freue dich mit mir. Es ist so traurig sich allein zu freuen.« Ich hätte diese Besprechung lieber nicht geschrieben. Doch der Autor hat es ausdrücklich gewünscht. (Und auch auf der Veröffentlichung dieser Kritik bestanden. – Red.)

Ute Hallaschka